

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1927

6 (8.1.1927) Wissenschaft und Bildung

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Nr. 1

Samstag, den 8. Januar

1927

Annette von Droste-Hülshoff

Zu ihrem 130. Geburtstag (10. Januar).

Von Theodor Stiefenhofer.

Von 1797 bis in das Revolutionsjahr 1848 währte dieses Frauenleben — fünfzig einsame Jahre, die abseits der großen Zeitströmungen vergingen. Keine große Freude ist in das Leben der Dichterin getreten — wie uns der Biograph berichtet —, wenig Glück, fast nur das allgemeine Jugendglück und auch davon nicht viel mehr, als daß eine tiefe Entfremdung daraus reifen konnte. Die stärksten menschlichen Erlebnisse der Droste waren das Sterben naher Anverwandten, dazwischen eine unglückliche Jugendliebe, später, als ihre Entwicklung längst abgeschlossen war, eine halb mütterlich empfundene Spätliebe, die ebenfalls in herben Gefühlen endete: alles in allem schmerzvolle Dissonanzen, wenn man will, eine gewisse Lebensenge und Stargheit. Daß dieser harten Wirklichkeit nicht Pessimismus und Bitterkeit, sondern ein gleichmäßig-stiller Ernst entkeimte, das dankt die Dichterin ihrer großen Natur und ihrer Charakterkraft.

Ihre Jugend verbrachte die Droste auf dem Stammsitz derer von Hülshoff in Westfalen. Die Erziehung war streng und einfach. Schon früh war Annette eine Achtung für alles Überkommene und Bestehende eigen. Mit allen Schichten ihres Heimatlandes pflegte sie bei aller Distanz einen innigen Verkehr, der sie fähig machte, das Individuelle auch im andern aufzuspiiren und zu verehren. Westfälisches Land um ein abgelegenes Adelschloß — Heiden, Moore und Wälder in schweigender Weite — das war und blieb die Welt Annettes. Die unbewußte große Natur, das magische Ineinanderweben dunkler Kräfte wurde das entscheidende Erlebnis von Wucht und Dauer. Und die westfälische Natur und Landschaft ist auch Inhalt und Charakter, Farbe und Stimmung ihrer Dichtung geblieben. Die Dichterin hat sich mit Bewußtsein in diese Beschränkung gestellt. Oft hat sie die innigste Heimatliebe ausgesprochen und für ihr Land leidenschaftlich Partei ergriffen. So schreibt sie einmal an eine Freundin: „... es ist heute recht herbstlich, die Sonne bereits untergegangen und hat nur ein paar schlechte gelbliche Streifen in den grauen Regenwolken hinterlassen — in meinem Zimmerchen dämmert, daß ich kaum die Feder mehr sehen kann und die Eichen rauschen, so feucht und schaurig, daß einem grauen sollte. Und doch dünkt mich, ich wüßte mir nichts Lieberes als hier — hier — nur immer hier! Wenns auch nie anders wäre!...“ Und dem westfälischen Schriftsteller Levin Schücking, der das Verdienst hat, ihre eigentlichen dichterischen Kräfte freigemacht zu haben und dem sie spätes Erwachen aus halbunbewußtem Traumleben dankte, ihm schreibt sie, er solle in seinem Schaffen nur immer den westfälischen Charakter wahren, denn „die Überzeugung wird sich stets mehr in Ihnen befestigen, daß nur das Einfache großartig, nur das ganz Ungeheuer wahrhaft rührend und eindringlich ist“.

Es ist in Annette auch nicht die geringste Neugier nach dem Fremden, Lockenden, Wunderbaren, keine Sehnsucht nach einer anderen, gesteigerten Welt. Die Heimat ist ihr einziges Genügen, sie allein erfüllt ihr Dichterherz mit allen Wundern und Schönheiten. Niemals hat die Dichterin in sich erhitze Gefühle erzeugt oder phantastische Empfindungen genährt, nie hat sie ihr natürliches Vermögen forciert. Ja, es macht sie besonders verehrungswürdig, daß sich Annette — obwohl als Dichterin rasch berühmt und von Zeitschriften stark umworben — den Er-

scheinungen des Zeitgeistes fast völlig verschloß und in der Ungebrochenheit ihres Naturwesens verharrete. Keine Reizung oder Lockung von außen vermochte sie abzuweichen. Annettes Kunst ist eine Kunst ursprünglicher Anlage. Das ist wohl ihre Grenze, aber auch ihre faszinierende Größe. Sie gibt als Dichterin die Dinge selbst in ihrer unmittelbaren Seinskraft, nicht die Reflexion über die Dinge. Waren die Anfänge ihres Schaffens durchaus konventionell, so hat sich Annette doch sehr bald von den Einflüssen falscher Ratgeber freigemacht. Sie vertraut von nun an ganz ihrem eminent gestaltungskräftigen Instinkt, den sie einmal „den Herd tiefster Gefühle“ nennt. Sie apostrophiert sich selbst als „wilde Muse“ und läßt sich vom Bodensee vernehmen: „... ich bin wieder in der fruchtbaren Stimmung, wo die Bilder und Gedanken mir ordentlich gegen den Hirnschädel pochen und mit Gewalt ans Licht wollen... ich würde jetzt singen, daß die Lachse aus dem Bodensee sprängen und die Möven sich mir auf die Schultern setzten“...

Außerordentlich ist die Dichterin durch eine ihr eigene tiefschauwühlende Versinnlichungskraft. Sie sieht das Kleinste und hört das Feinste. Man kann sie fast als die erste Impressionistin in dem heute geläufigen Sinne ansprechen. Ihr Reichtum an vielgestaltigen Worten aus dem Bereich ihrer Gehörseindrücke ist merkwürdig und bedeutend: es kimmelt, es risselt, schrillt, ruckelt, die Heide stöhnt, der Wagen quitschert, die Kiesel knistern, der Sand rauscht usw. Ihre Verse sind tönend-musikalisch. Sicher hat Gottfried Aug. Bürger's langbare Weise ihre Spur hinterlassen. An sonstigen Einflüssen in der Frühperiode sind die Naturdichter Matthijson und Sölty zu nennen. Wohl stoßen bisweilen die Verse der Droste hart aufeinander, aber es gibt von ihr kaum eine Zeile, in der sie nicht voll und ganz lebt. Nieber will sie Kind im Reiche der Kunst sein, als eine raffinierte Artistin. Diese seelische Grundanlage ist es auch, die sie als Künstlerin über alle Frauen hebt, die in deutscher Sprache geschrieben haben. Wögen sie der Droste in Technik und psychologischen Nuancen überlegen sein: die Unmittelbarkeit und Wahrheit, die Reinheit und die wirkliche Weihe des Ausdrucks ist ihr allein eigen. Sie ist sich auch ihrer Sendung, ihres weiblichen Dichteramtens durchaus bewußt, wenn sie feierlich verkündet:

Was meinem Kreise mich enttrieb,
Der Kammer friedlichem Gelasse?
Das fragt ihr mich, als sei, ein Dieb,
Ich eingebrochen am Barnasse?
So hört denn, hört, weil ihr gefragt:
Bei der Geburt bin ich geladen,
Mein Recht, soweit der Himmel tagt,
Und meine Macht von Gottes Gnaden...

Sie fühlt sich als die Dichterin des Unendlich-Kleinen. Das Kleine ist ihr das wahrhaft Große, denn „es erhebt in unendlicher Stille die Welt“. So hat sie auch dem Typus des hochfahrend-strebenden Mannes die schlichte Frau als ihren eigentlichen Heros mit Bewußtsein gegenübergestellt.

Ihr Leben persönlicher Art hat sie in Werk und Brief einen zarten Schleier gewoben. Dagegen hat sie ihr religiöses Kämpfen und Erleben im „Geistlichen Jahr“ mit Wahrheitsmut herausgestellt. Hier ringt sie wie Jakob mit dem Engel, hier ruft sie Gott um seine unaufhörliche fühlbare Gegenwart, hier wirft Annette das trockne Herz und das siedende Gehirn in demütiger Erlösungsbedürftigkeit ihrem Gott entgegen. Freilich muß

man sich hüten, aus all diesen Bekenntnissen mehr zu schließen als tatsächlich gegeben ist. Mancher Nachzeichner ihres Lebensbildes hat hier durch allzu intellektuelle Konstruktionen geirrt. War Annette auch ein wichtiges Temperament, eine Erscheinung von höchster Individualität, so hat sie sich doch gleichwohl ihre geschlossene religiöse Weltanschauung durch alle dunklen Zweifel hindurch bewahrt. Auch damit gab sie ein Beispiel ihrer Charaktergröße und ihrer frühen Weisheit.

Vom Leben freilich hat sie nicht viel erwarten dürfen. Das menschlich beglückende Verhältnis zu ihrem geistigen Erwecker Levin Schücking zerfiel nur zu bald. Auch hier resignierte sie. Noch einmal klangen die politischen Wirren des Jahres 1848 aufregend in ihre Stille hinein. Nach einer längeren Krankheit starb sie am 21. Mai desselben Jahres in Meersburg am Bodensee, wo sie auch begraben liegt. — Wie ihre festlich-hohe Seele im Leben allem Taperen und Tüchtigen offenstand, so ruft sie auch über ihr irdisches Dasein hinaus allen Glaubenskräftigen zu:

Entzündet möcht ich alle Kerzen
Und rufen jedem müden Sein:
Auf ist mein Paradies im Herzen,
Zieht alle, alle nun hinein!

Zukunfts-Aufgaben der Polforschung

Was bleibt für Deutschland zu tun? Flugzeug und Luftschiff.

Von Prof. Dr. L. Weidmann, Direktor des Geophysikalischen Institutes an der Universität Leipzig.

Trotzdem der Nordpol in letzter Zeit nach Byrds und Amundsens gelungenen Flügen etwas von dem ihm bisher anhaftenden Schimmer des Unbekannten verloren hat, sind die Fragen, die er der Wissenschaft aufgibt, noch lange nicht gelöst. Die beiden Expeditionen waren ja auch zu tiefergehenden Untersuchungen gar nicht fähig, da sie am Pol nicht landen konnten und ihnen so die Lösung vieler wichtiger Aufgaben, die einen längeren Aufenthalt mit Notungen usw. erfordern würde, gar nicht möglich war. Wir Deutschen wollen den anderen gern den Ruhm des Rekordes lassen, zuerst über den Pol im Flugzeug und Luftschiff gewesen zu sein, wenn uns nur der edelste Teil verbleibt, zuerst auf dem Pol gelandet und dort wirklich gearbeitet zu haben. Aufgaben gibt es noch genug und der deutschen Polarluftfahrt wird es hoffentlich vorbehalten sein, sie zu lösen. Dazu ist die geplante Expedition eines deutschen Z-Schiffes, die im nächsten Frühjahr verwirklicht werden soll, besonders berufen.

Die Arbeit, die noch zu liefern ist, liegt in erster Linie auf geographischem und geophysikalischem Gebiete — die Erforschung der Arktis mit Hilfe des Luftschiffes ist übrigens wesentlich leichter möglich, als der Antarktis, da sich der Verwendung dieses Hilfsmittels am Südpol weit größere Schwierigkeiten in den Weg stellen, als am Nordpol.

Eine der wichtigsten geographischen Fragen, die es in der arktischen Forschung noch zu lösen gibt und die auch durch die „Norge“ und Byrd sicher noch nicht annähernd gelöst sind, ist die nach der Verteilung von Land und Meer. Seit 25 Jahren sind im Polarbecken immer wieder neue Inselgruppen entdeckt worden von Sverdrup 1900, von Stefansson 1916 nördlich der kanadischen Bruchplatte,

Elphorismen

Von Joseph von Görres (1776—1848)

Aller Tyrannen unenträglichste ist die einer Kleinlichen, schwachen, furchtsamen Natur, die ihre Angst zur Gewalttätigkeit treibt. Ein großartiger Tyrann drückt gewöhnlich nur auf die Masse, weil er Individuen verachtet, und da hilft Einer dem Andern tragen. Die Anerkennung großer Kräfte und Eigenschaften in der verhassten Person beschwichtigt den gekränkten Stolz; wenn er viel fordert, so leistet er auch wieder seinerseits viel und er entschädigt für die Opfer, die er annimmt, durch wirkliche oder eingebildete Güter; endlich indem er leicht und sicher und kräftig auf einer Linie zu seinem Ziele hingehet, macht er es der Heilkräft der Natur leicht, ihre Vorkehr zu treffen, und man sieht schon das Ende des Unenträglich ab. Der schwache Tyrann aber fügt zu dem Druke der Knechtschaft noch die Beschämigung hinzu, von der Ohnmacht sich unter die Füße getreten zu sehen. Da seiner Beschränktheit die Masse gänzlich entgeht, richtet seine Gewalttätigkeit sich immer gegen besondere Fälle und Personen. Unfähig durch seine Person irgend eine Leistung zu machen, sinnt er immer andern nur an, und weiß weder dem Stolz noch der Liebe, weder der Entfremdung noch den Talenten das mindeste für die Opfer zu bieten; immer schwankend, endlich immer abspringend, immer auf halbem Wege umkehrend, und wenn die Sache zur Spitze getrieben umbiegend, seht er die Natur in Verzweiflung, die, wenn sie irgend eine heilsame Krise bereitet, im entscheidenden Augenblicke sich immer ge-
hört sieht, und so reißt ein endlos verworrenes, kränkendes

chronisches Siechtum alle Lebenskraft auf und macht alle Öffnung zu Schanden.

Geht irgend eine sogenannte große Maßregel aus dem Reiche deutscher Nation; es ist jedesmal als sei ein Meteorstein in den Froschweiser gefallen; schnell fährt alles zum Grunde und lauert behutsam wie es wohl ende. Bald erfahren einige der Beherztesten wieder herauf, strecken sorgsam nur die Köpfe über das Wasser, sehen rund um sich herum, und fällt ihnen nichts gefährliches auf, dann lassen sie allmählich den ganzen Leib herauskriechen und murmeln ein mutiges Wort, einer der Lauernenden daneben spricht es bald etwas lauter dann aus, er hüpfet wie ein geworfenes Steinchen bald dahin und dorthin über das Wasser; die Schüchternen fassen nun im Grunde allmählich sich den Mut und fallen ermutigt ein in den Chor und lustig geht das Sequäke wie vorher dann fort.

Die Minister eines freien und stolzen Volkes, sagt das englische Ministerium in seinem state of the nation, können sich nur durch die Achtung behaupten, die ihre Tüchtigkeit und ihr Charakter einflößt. Sie wissen, daß bei hohen Würden mehr noch als bei den Verhältnissen des gemeinen Lebens an einen achtbaren Ruf die Verbindlichkeit geknüpft ist, die Pflichten zu erfüllen, die er auferlegt; daß der Charakter Einfluß ist, daß der Einfluß aber Macht, und daß die Macht durch den Einfluß ihre Wirkung auf Dinge erstreckt, wohin die Gewalt durch die Geseze nicht reicht, noch die positive Autorität, und daß die Anhänglichkeit des Volkes an die Regierung zu allen Seiten die beste Hilfe für die Regierung war.

Die Nemesis strafft wie einst die Inquisition ohne daß sie ausspricht den Namen der Schuld; der Verständige aber errett leicht, wo er gesündigt und sucht es besser zu machen. Nur die Toren machen nichts in ihrer blinden Beschränktheit; sie heulen und schreien so lange die Züchtigung dauert und lassen untertänig die Rute; ist die Züchtigung aber vorüber, so setzen sie sich hin und fahren blödsinnig da fort, wo sie es gelassen, daß selbst den Himmlischen die Geduld beinahe vergeht.

Nämen in Wahrheit Sonnenkinder, Wesen höherer Art, frei von Leidenschaften und Schwächen menschlicher Natur, vom Himmel hernieder gestiegen, und wollten sich herablassen, mit der Regierung des Menschenstaates sich zu befassen: wem könnte befallen, die mit einer gewissen Gewalt ausgerüsteten Leidenschaften, Schwächen, Beschränktheiten, Erbärmlichkeiten, um dieselben zu sammeln und ihnen diese als Hemmnungen ihrer segensreichen Wirksamkeit entgegenzusetzen, und ihre höhere Natur durch die tierischen Kräfte der Menge in ihrem Tun zu irren. Aber wenn Wesen des Staubes über den Staub die absolute Herrschaft verlangen, wenn sie sich vermaßen, auf ihr schwaches Haupt die Last zu legen, die nur Gott allein tragen kann, dann ist es Torheit, diesem Vergehren zu willfahren. Es bleibt nichts übrig als Intelligenz und Leidenschaft sich einander entgegenzusetzen, damit sie, indem sie wechselseitig sich hemmen, eine geistige Fraktion hervorbringen, die, das tabital Böse der menschlichen Natur durch sich selber heilend, die Summe des menschlichen Abels wenigstens zu einem Minimum macht.

1913 von dem Russen Wilkiski nördlich des Kap Escheluskin, das sog. Nikolais II.-Land. Ein amerikanischer Geophysiker, namens Harris, hat aus den Ebbe- und Flutbewegungen des Polarmeeres geschlossen, daß noch nördlich der von Sverdrup entdeckten Inseln Land liegen müsse, ein Schluß, der allerdings nach neueren Untersuchungen nicht zwingend ist.

Um aber eine solche Aufgabe lösen zu können, ist es nötig, ein Luftschiff zu bauen, das einen entsprechenden Umweg nicht zu scheuen braucht, das nicht in 40 Stunden, wie die „Norge“ ausgefahren ist, sondern das 120 bis 150 Stunden fahren kann, das auch eine Zwischenlandung in ungünstigem Gelände aushält. Insbesondere ist dies letztere notwendig für die zweite Gruppe von Aufgaben, die geophysikalischen und geologischen Probleme. Um die Ausdehnung der im Polarmeere vorhandenen Landmassen zu erforschen, sind Routen nötig, die von der eigentlichen Küstenzone weg noch hinaus auf das Meer verlegt werden müßten.

Besonders wichtige und der Lösung bedürftige Fragen liegen noch vor auf den Gebieten des Erdmagnetismus und der Meteorologie. Wir können mit fast alleiniger Ausnahme der polaren Gebiete die Verteilung der magnetischen Feldstärke der Erde überall. Aber gerade die polaren Regionen, die dem magnetischen Erdpole am nächsten liegen, sind uns in ihrem erdmagnetischen Verhalten ganz unbekannt. Wenn man dazu kommen könnte, bei einer Zwischenlandung von einigen Stunden genaue magnetische Vermessungen auszuführen, so wäre das bereits genug, um die empfindlichen Lücken auf unseren Karten zu schließen und dies wäre auch von unmittelbar praktischer Bedeutung. Die meteorologischen Vorgänge unserer Breiten hängen aufs engste mit denen der Arktis zusammen. Die atmosphärischen Druckgebilde sind so ausgebildet, daß sie unter Umständen die ganze Nordatlantis und ganz Europa umfassen. So können wir also auch, wenn die Umrandungsstationen des Polarbedens ihre Wetterbeobachtungen gemeldet haben, mit ziemlicher Sicherheit auf den Verlauf der Luftdrucklinien schließen, aber nicht in allen Fällen. Wenn z. B. eine Trennungslinie zwischen Hoch- und Tiefdruck über dem Pol liegt, kann niemand sagen, wo sie verläuft. Wenn es gelänge, durch Messungen an verschiedenen Punkten des Polarbedens festzustellen für die Ausbreitung und Bewegung solcher Grenzlinien der kalten polaren Luftmassen gegen die wärmeren unserer Breiten, so wäre damit ein Einblick gewonnen in den großen Mechanismus der großen atmosphärischen Maschine. Auf diesem Gebiet kann übrigens das Luftschiff auch ohne Landung wertvolle Dienste leisten, wenn es durch vertikale Navigation festgestellt, wie hoch die Polarzone kalter Luft reicht, welche Windrichtungen in der Höhe herrschen, ob der von verschiedenen Forschern vermutete große Polarwirbel in der Höhe Realität hat, welches die Temperaturen in den verschiedenen Luftschichten neben- und übereinander sind, kurz alle Aufgabe der arktischen Aerologie erfüllt.

Um aber dies durchführen zu können, darf man nicht wie die beiden letzten Expeditionen gezwungen sein, ängstlich mit Minuten zu rechnen und zu zeigen, immer verfolgt von dem Schreckgespenst der Frage: Wird es reichen oder nicht?, sondern man muß mit möglichst großer Sicherheit arbeiten können. Diese Sicherheit gewährt ein Luftschiff in weit größerem Maße als ein Flugzeug. Bei ersterem muß es das Bestreben sein, eine möglichst große Nutzlast (Brennstoff, Ausrüstung, Lebensmittel usw.) mitzunehmen zu können. Das Verhältnis zwischen Nutz-

last und Schiffsgröße wird nun immer günstiger, je größer das Luftschiff ist. Deshalb war es das Bestreben der geplanten, deutschen Zeppelin-Volflahrt, mit einem großen Schiff von vielleicht 150 000 Kubikmeter Gasinhalt zu fliegen, einem beinahe 10fachen Volumen der „Norge“. Der im Jahre 1914 gebaute „L. 3“ hatte z. B. eine Luftverdrängung von 22 500 Kubikmeter und eine Nutzlast von 8700 Kilogramm; der 1917 erbaute „L. 59“ hatte die dreifache Luftverdrängung, aber die sechsfache Nutzlast. Aus diesen Gründen wächst natürlich der Aktionsradius großer Schiffe und dies um so mehr, als nicht im gleichen Maße die Motorenstärke zu wachsen braucht. Der „L. 59“ hatte nur doppelt so viel PS. wie der „L. 3“, trotzdem war seine Geschwindigkeit wesentlich größer.

Ganz anders liegen die Dinge beim Flugzeug. Hier ist die Bilanz zwischen Nutzlast und Flugstrecke ziemlich ungünstig. Bei langen Flügen wird die ganze Tragfähigkeit des Flugzeuges durch den Betriebsstoff erschöpft, so daß z. B. bei Byrds Fluge für Nahrung und Ausrüstung so gut wie nichts übrig blieb. Der erste Flug Amundsens ist ohne Zweifel — abgesehen von der Schwierigkeit der Orientierung — an dieser prekären Bilanz gescheitert, so daß es nur unter Ausnutzung des Betriebsstoffes beider Maschinen gelang, den Rückflug auf einer davon zu bewältigen. Der Flug des Amerikaners Byrd stellte daher gewiß ein Wagnis dar, aber das hauptsächlichste Risiko, das er lief, war das Veragen des Motors oder der Orientierung. Andere Bedenken bestehen nicht, ein Flug von 20 Stunden Dauer ist ja längst keine Gipfelleistung mehr und für einen erprobten Motor ist es auch nicht ungewöhnlich, daß er 24 Stunden ununterbrochen läuft.

Eine Landung allerdings ist im Polargebiet für das Flugzeug bedenklicher als für das Luftschiff, so lange das Problem des Schraubenfliegers nicht völlig gelöst ist, der sich langsam lotrecht auf die Erde herabsenken kann, ein Problem, das übrigens der Lösung sehr nahe ist, wenn auch in etwas anderer Form, als ihn der spanische Ingenieur De la Cierva gegeben hat. Solange die Flugzeuge große Landungsplätze brauchen, haben sie in den Eisfeldern und Packeisbergen der Arktis nichts zu suchen und bleibt jeder Nordpolflug im Flugzeug ein tollkühnes Wagnis.

Trotz Amundsens und Byrds Flügen bleiben für die geplante deutsche Polarfahrt noch genügend Aufgaben übrig, die der Lösung harren.

Naturw.-medizinisches Allerlei

Ein neues Vitamin

Wie die Naturwissenschaft Elemente, Aestoffe, annimmt, aus gewissen Reichen, auf Grund bestimmter Eigenschaften, ohne die Elemente zu kennen, ohne sie zu geben zu haben, wie die Astronomie in der Sonne und sonst unbekannte Gase bestimmt auf Grund von Reichen, die sie in der Farbenskala des Spektrums machen, so müssen wir in ähnlicher Weise in unserer täglichen Nahrung Stoffe annehmen, die wir bisher nie gesehen haben, die wir aus der Nahrung nicht einzeln chemisch gewinnen und herstellen können, und die wir nur dadurch kennen, daß ihr Fehlen schwere Krankheiten, Scurbut, Beri-Beri, Rachitis, hervorruft. Diese Stoffe, keine eigentlichen Nahrungstoffe wie Eiweiß, Fett und Kohlehydrate, auch nur in winzigster Menge vorhanden, sind besonders in frischen Gemüsen und Obst, weniger in Fleischarten enthalten, und gehen durch Kochen zum größten Teil zugrunde. Dieser, „Vitamin“ genannten Stoffe — wir haben schon des öfteren von ihnen gesprochen — konnte man bisher vier. Jetzt hat man ein fünftes, das Vitamin E gefunden, das sich vorwiegend in Salaten findet und das eine eigenartige Wirkung auf das Geschlechtsleben hat. Ratten, die eine sonst ausreichend vitaminhaltige Nahrung bekamen, aber keine Salatblätter, die dieses Vitamin besonders enthalten, wurden unfruchtbar, die Männchen

verloren die Zeugungsfähigkeit und weiterhin überhaupt den Geschlechtstrieb; im übrigen aber waren sie völlig gesund.

Diese neue Entdeckung kann der Forschung und der Behandlung des Menschen möglicherweise in manchen das Geschlechtsleben betreffenden Fällen neue Wege weisen; ihre Tragweite ist noch nicht abzusehen. Man wird die weiteren Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschungsarbeit auf diesem Gebiet mit Spannung abwarten.

Die genialen Syphilitiker

Die Zeiten sind — glücklicherweise — vorüber, wo es als schöner, als indolent, als schamlos galt, von der Syphilis öffentlich vor Laien zu sprechen. Man hat eingesehen, daß nicht durch schüchternes Verschweigen, durch Nicht-sehen-wollen etwas nicht ist, daß vielmehr eine Seuche, wie diese, nur durch klaren Erkennen ihrer Gefahr mit Erfolg bekämpft werden kann. Es ist noch nicht allzu lange her, daß die Arantien für Geschlechtskrankheiten wie Syphilis und Tripper als selbstverschuldeten Leiden einzustehen ablehnten. Das ist vorbei.

Seit dem fünfzehnten Jahrhundert bringt diese „Geißel Gottes“ Tod und Verderben über die weiße Rasse, den einzelnen noch nach Jahrzehnten padend und seine Nachkommenschaft, die doch sicher unschuldige, „bis ins dritte und vierte Glied“ verfolgend. Nach Millionen zählen die Opfer, die diese Seuche in Europa fordert. Niemand ist sicher vor ihr; nicht nur durch den außerordentlichen Verkehr wird sie verbreitet, auch durch den ehelichen, und nicht bloß durch den Geschlechtsverkehr, sondern auch durch sonstige körperliche Berührung, durch Kuss usw. kann sie übertragen werden.

Da ist es ein verdienstvolles Unternehmen, daß Brunolf Springer unter obigem Namen im Verlage der Neuen Generation in Nikolasee ein Buch erscheinen ließ, das eine große Reihe erleuchteter Köpfe, genialer Menschen vorführt, deren für die Menschheit so wertvolles Wirken die Syphilis vorzeitig abschneidet. Und wenn der Verfasser auch — er ist wohl nicht Arzt — manches übertriebt, manche als Syphilitiker aufzählt, von denen es durchaus nicht sicher ist, daß sie es waren, wenn man seinen Folgerungen und Deutungen also auch nicht immer zustimmen kann, so ist das Ganze doch geeignet, „am Schlaf der Welt zu rütteln“, die sehen den Kopf wie Vogel Strauß Verschwendend zu werden, zu erschüttern, aufzuklären, die Gefahr zu zeigen und so vielleicht sie vermeiden helfen. Hätte der Verfasser sich weiter von politischen Betrachtungen, die er hier und da einflücht, ferngehalten — sie gehören nicht hinein — und hätte er weiter einen deutlichen Trennungsfrieg gegen das Kurpfuschertum gezogen, das diese Seuche mit biomedizinischen Mitteln, Quacksalberien und Tees bekämpfen zu können vermeint, so wäre das ein Gewinn für das Buch gewesen. Aber auch so kann das Buch, das interessant geschrieben ist, jedem Laien empfohlen werden. Preis 5 Mark.

Bekämpfung der See- und Luftkrankheit Auf Grund seiner Versuche und Erfahrungen gibt Prof. Bruns*) folgende Behandlungsweise an: Man soll 1½ Stunde vor Beginn der Seefahrt eine nicht zu reichliche Mahlzeit nehmen, besonders schwer verdauliche feste Speisen vermeiden. Während der Fahrt soll der Magen nie leer sein. Alkohol ist nur verhältnismäßig erlaubt, beim Gefühl des Flaumens. — „Ist das Schiff auf hoher See, so stelle man sich mittelschiffs einen Nagestuhl in der Querachse des Schiffs, möglichst in freier Luft, auf und dede sich recht warm zu. . . . Fühlt man sich nicht gänzlich taubfest, so bleibe man den Maschinen, Klüden und Speiseräumen fern (der davon ausströmende Geruch begünstigt bei Menschen das Gefühl der Uebelkeit), vermeide überhaupt, wenn möglich, geschlossene Räume und das Verfolgen der Horizontlinie mit den Augen.“ Eine ablenkende körperliche und geistige Betätigung ist zweckmäßig. — An Medikamenten kommen beruhigende Mittel, wie z. B. Veronal, in Frage. Prof. Bruns empfiehlt, zur Bekämpfung der Erregung die erste Dosis eine halbe Stunde, bevor das Schiff auf hoher See ist, zu nehmen, die zweite Dosis nach fünf Stunden; am nächsten Morgen nach Erwachen nehme man wieder ein Pulver oder Tablette. Bei schwerer See oder wenn die ersten Zeichen des Unbehagens sich zeigen, nochmals eine Dosis. Empfehlenswert sei auch gegebenenfalls ein fetter Leibgurt. Dem Arzt stehen noch weitere Mittel zur Verfügung; so wirken Einspritzungen von Atropin bei ausgetretener oder drohender Seekrankheit oft günstig. D. M.

*) Münch. med. W. Nr. 24.

Das Haarleid des Menschen

Von Dr. Johannes Weyl

Man kann das menschliche Haar um ein Drittel seiner Länge ausdehnen! Man kann an ein menschliches Haar ein Gewicht von 60 Gramm hängen, ohne daß das Haar zerreißen jetzt wissen Sie es, wenn Sie es noch nicht wußten. Es ist sehr merkwürdig, daß man im allgemeinen so wenig von seinen Haaren weiß. Obgleich man sich doch sein ganzes Leben mit ihnen abschleppt und tagtäglich viel Zeit und Mühe auf sie verwenden muß.

Wie ist denn das Haarleid des Menschen überhaupt entstanden? Die Wissenschaft weiß es nicht so genau, wie es wünschenswert wäre. Man kann wohl annehmen, daß die Haare der Menschen und höchst entwickelten Tiere in naher Beziehung zu den Schuppen den Fische stehen, sie werden sich aus ihnen entwickelt haben. Aber wie so sind dann die Schuppen entstanden?

Schuppen und Haare sind jedenfalls nicht zu einem bestimmten Zweck entstanden, sondern „zufällig“. Sie sind nicht entstanden, um die Haarträger etwa vor Kälte zu schützen oder um ihnen als Schmuck zu dienen. Man findet oft in der Natur, daß irgendeine Eigenschaft plötzlich ohne erkennbaren äußeren Grund auftritt, man nennt diese seltsame Erscheinung „Mutation“ oder Verwandlung. Wenn sie sich bewährt, wenn sie ihre Besitzer tüchtiger im Kampf um das Dasein macht, dann werden diese im Lauf der Jahre sich gut gegen die anderen behaupten können, bei denen die neue Eigenschaft nicht aufgetreten ist, ja am Ende werden nur die übrig bleiben, die mit ihr ausgezeichnet sind. So wird es auch mit den Haaren zugegangen sein.

Denn sie sind in der Tat sehr nützlich. Als Kälteschutz haben sie früher sicher eine große Bedeutung gehabt. Die Zeiten sind heute vorüber. Aber auch heute noch schützen sie vor trefflich gegen Angriffe, sie wirken als Schutzpolster gegen Schläge und Stöße. Amerikanische Versicherungsgesellschaften haben für Glasköpfe erhöhte Prämien, weil sie annehmen, daß diese gegen herunterfallende Biegeleine, Stöße u. dgl. weniger gut gewappnet sind!

Wie ist es denn aber gekommen, daß wir die nützlichen

Haare heute nicht mehr in großem Maße haben? Darwin erklärt es folgendermaßen: Die Männer haben sich immer die Frauen ausgesucht, die wenig behaart waren, ebenso haben es die Frauen gemacht, denn Männer und Frauen fanden es schöner, einen wenig behaarten Liebespartner zu haben. Natürlich hatten diese wenig behaarten Paare auch wenig behaarte Kinder und die Kinder suchten sich möglichst, wenn sie erwachsen waren, wieder Partner, die noch weniger Haare hatten so daß allmählich die behaarten immer weniger wurden, und nur noch die fast unbehaarten Menschen übrigblieben.

Aber dies bezieht sich nur auf die langen und starken Haare. Ein weiches Flaumhaar hat der Mensch ja auch heute noch. Gänzlich unbehaart sind nur die Handfläche, Fußsohle, die Rückflächen der Hände- und Fingerglieder und einige aufliegende Schleimhäute.

Die starken Haare des Kopfes, bei Männern vielfach der Brust und schließlich der Achselhöhlen und Schamgegenden spielen heute im Liebesleben eine große Rolle als sogenannte „Dufträger“. Sie halten den Duft verschiedenster Hautdrüsen fest und strömen ihn aus. Aber auch auf die Gefühlsnerven wirken sie durch eine Art „Reizreiz“.

Die Haarfarbe kommt dadurch zustande, daß in die Mindenschicht des Haares eine Farbsubstanz eingelagert wird. Seit uralten Zeiten schließt der Volksglaube aus der Haarfarbe auf den Charakter des Menschen, und neuerdings haben sich auch namhafte Gelehrte mit dem Problem beschäftigt. Natürlich ist es Unfuss, daß jedes Haar einen schlechten Charakter offenbart. Früher pflegte man Kain und Judas mit roten Werten abzubilden — ohne jede innere Berechtigung. Zu anderen Zeiten hat man rotes Haar für besonders schön gehalten, weil man ganz richtig bemerkte, daß die Träger roten Haares oft eine besonders feine Haut und einen zarten Körperbau haben. Die Griechinnen des Altertums färbten sich sehr gern rot und die „alten“ Römerinnen zahlten für das rote Haar nordischer Frauen hohe Preise; sie machten sich Perücken daraus. Die Damen Venezias ließen qualvolle Leidenverfahren über sich ergehen, um ihr schwarzes Haar loszuwerden und es sich dann, wenn es hell geworden war, rot färben zu können.

Der Volksglaube schreibt nicht dem Träger blonden Haares die höchsten Tugenden zu, sondern den kastanienbraunen Haaren.

Schwarzes Haar findet man nach den englischen Gelehrten Havelock Ellis zahlreicher als anderes unter den Verbrechern vertreten. Aber man darf daraus natürlich nicht den Schluß ziehen, daß schwarzhäufige immer schlechte Menschen sein müßten. Das Kopshaar ist beim Verbrecher meist sehr üppig, der Bart aber schwach entwickelt. Andererseits will der amerikanische Forscher Charles Casper beobachtet haben, daß Verbrecher meistens blond sind. Die Frage ist also noch nicht endgültig geklärt.

Die Alterserscheinung des Ergrauens der Haare wird vielfach falsch verstanden. Man hat sich diesen Prozeß nicht so vorzustellen, daß die dunklen Haare allmählich entfärbt werden. Vielmehr fallen sie, wie im ganzen Leben es regelmäßig geschieht, aus; während nun in jüngeren Jahren wieder farbige Haare nachwachsen, ist das im Alter nicht der Fall. Die dann nachwachsenden Haare enthalten wenig oder keinen Farbstoff. Es sind ja verschiedentlich Fälle angegeben worden, bei denen das Haar plötzlich über Nacht oder in noch kürzerer Zeit ergraut sein soll. Doch die Wahrheit dieser Berichte und die Möglichkeit eines plötzlichen Ergrauens wird von anerkannten Wissenschaftlern sehr energig bestritten.

Wenn man fragt, welche Mittel am besten die Haarfarbe in ihrem natürlichen Zustand erhalten, so läßt sich eine allgemeine Antwort nicht geben. Ebenso wenig gibt es ein Universalmittel, das für alle Haare gleich geeignet ist. Die Ursache des Ergrauens ist in den meisten Fällen eine Ernährungsstörung, aber diese Ernährungsstörung kann ganz verschiedenen Charakter tragen. Von einem bestimmten Alter an ist es vollkommen ausichtslos, durch künstliche Mittel das Haar zur Erzeugung natürlicher Farbe anzuregen. Da bleibt nichts anderes übrig, als es zu färben; wenn man es nicht so tragen will, wie es ist. Und abgesehen von den Fällen eines übermäßigen frühen Ergrauens, etwa schon im dritten Lebensjahre, dürfte es doch wohl richtiger sein, auf künstliche Farbe zu verzichten und an das alte Wort zu denken vom Ergrauen in Ehren.